

Wandlungen der jüdischen Sepulkralkultur im 19. Jahrhundert

„Das dritte Viertel des 19. Jhdts. bedeutet das Ende der jüdischen Grab-Kultur und Friedhofskunst.“ Dieser verbitterte Satz findet sich in Rahel Wischnitzer-Bernsteins und Alfred Grottes Artikel „Grabsteine“, der im *Jüdischen Lexikon* 1927 erschien.¹ Er zeigt die ganze Bitterkeit, mit der fromme und orthodoxe Juden den Wandlungen, die sich auf den jüdischen Friedhöfen seit dem frühen 19. Jahrhundert vollzogen hatten, gegenüberstanden und stehen. Dieser Beitrag will die Veränderungen innerhalb der jüdischen Sepulkralkultur des 19. Jahrhunderts darstellen, wobei der jüdische Friedhof in Köln-Deutz im zweiten Teil als Beispiel dienen wird.² Veränderungen und Wandlungen werden nur deutlich und verständlich, wenn zuvor erläutert wird, was einer Veränderung unterworfen wurde. Das heißt hier, wie die jüdischen Friedhöfe und Gräber – vor allem im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit im Siedlungsbereich der *Ashkenas* – gestaltet wurden. Der Bereich der *Ashkenas* umfasst traditionell Deutschland, das östliche Nordfrankreich sowie das Gebiet Polens und Russlands, wohin Juden während der Kreuzzüge flohen und sesshaft wurden.

Die Stellung des Friedhofs im Judentum ist ungleich wichtiger als die des Kirch- oder Friedhofs im Christentum, da die Ehrerbietung, die den Toten entgegengebracht wird, viel ausgeprägter ist.³ Zudem ist der Friedhof wichtiger als die Synagoge, da der Gottesdienst und das religiöse Lernen in fast jedem Raum stattfinden können. War bei den Christen das Bestatten schon im Mittelalter zu einer Aufgabe für gesellschaftliche Randgruppen geworden – obgleich eines der Sieben Werke der Barmherzigkeit – ist im Judentum das Waschen der Toten, die *tahara* und das Ausrichten der Beerdigung (oft auch die Erhaltung und Pflege des Friedhofes), ein hoch angesehenes Ehrenamt, das von vornehmen Gemeindemitgliedern wahrgenommen wird. Im späten Mittelalter bildet sich in fast allen jüdischen Gemeinden eine *chewra kaddischa* (heilige Gemeinschaft oder Beerdigungsbruderschaft), deren Mitgliederzahl oft auf nur 18 Mitglieder beschränkt wurde.⁴ Grabmäler und Friedhöfe stehen

Abb. 1 Worms, Jüdischer Friedhof, Blick über den Friedhof, mittelalterliche und frühneuzeitliche Grabsteine

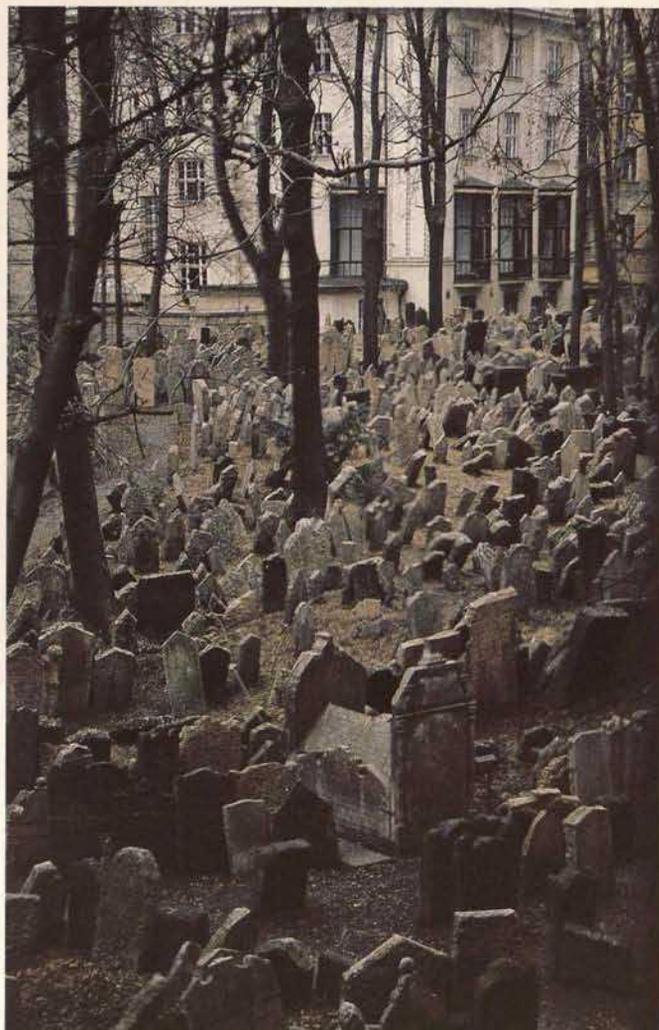
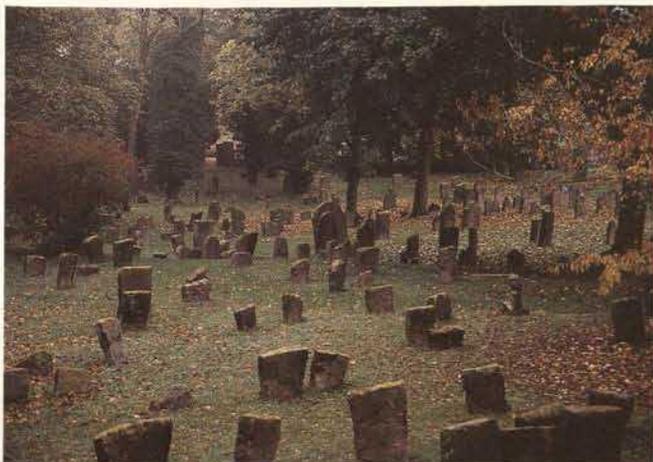


Abb. 2 Prag, Alter Jüdischer Friedhof, mittelalterliche und frühneuzeitliche Grabsteine

unter besonderem *halachischen* (religionsgesetzlichen) Schutz, der vor allem auch dazu dient, die Ehrerbietung und Erinnerung, die den Verstorbenen entgegenzubringen ist, zu sichern.⁵

Zahlreiche (euphemistische) Umschreibungen und Benennungen des Friedhofes sind üblich: *bet ha-chajjim* (Haus des Lebens), *beth olim* (Haus der Ewigkeit), *beth ha-kewarot* (Haus der Gräber), *chazar mawet* (Hof des Todes). Der Friedhof ist der Ort, an dem die Verstorbenen wieder zu Staub werden,⁶ doch mehr noch ist er der Ort, an dem die Toten die Auferstehung erwarten.⁷ Auch aus diesem Grund erfolgt traditionell ausschließlich eine Bestattung der Körper, Feuerbestattungen werden bis heute (fast ausnahmslos) abgelehnt.

Jüdische Friedhöfe wurden stets *extra muros* angelegt. Während die christliche Bevölkerung seit dem Mittelalter bis zum späten 18. bzw. frühen 19. Jahrhundert ihre Toten in aller Regel auf Kirchhöfen, also Begräbnisstätten, die um eine Kirche gelegen waren, beisetzte, befinden sich jüdische Friedhöfe außer-



Abb. 3 Köln-Deutz, Jüdischer Friedhof, Grabsteine des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

halb der (jüdischen) Wohnbebauung.⁸ Allerdings gab es dabei auch in der Vergangenheit Ausnahmen, die durch landesherrliche Gebote oder Verbote zu begründen sind. Auf den Friedhöfen wurden die Verstorbenen oft in West-Ost-Richtung beigesetzt, wengleich dies halachisch (religionsgesetzlich) nicht vorgeschrieben ist.⁹ So werden sie bei der Auferstehung nach Osten (Jerusalem) schauen.

„Der Erwerb eines Grabes ist der Erwerb eines Grundstückes, das nur dem Toten gehört, und von dem niemand Nutznießung haben darf (...)“.¹⁰ Im Gegensatz zum Christentum ist es daher nicht gestattet, Gräber neu zu belegen, da dann die Ehre und Ruhe des zuerst – wie des zweiten – Beigesetzten verletzt würden. So gehört den Toten ihr Begräbnisplatz auf ewig, und nur sehr zwingende Gründe rechtfertigen eine Umbettung, etwa das Zusammenbringen mit den Ahnen, das Überführen nach Palästina oder ein nicht zu verhindernder Straßenbau etc. Daher ist es auch falsch, einen jüdischen Friedhof, auf dem nicht mehr bestattet wird, als „ehemaligen“ oder „aufgelassenen“ Friedhof zu bezeichnen. Ein jüdischer Friedhof bleibt Friedhof bis zum Ende der Tage.

Die Ehre und Ruhe der Toten verbietet es auch, Tätigkeiten und Handlungen auf dem Friedhof vorzunehmen, die die Toten in der Ruhe stören oder sie beschämen könnten. Es muss dabei auf die enge Beziehung zwischen der Seele, der Grabesseele und dem Leib des Verstorbenen hingewiesen werden, da ein Verletzen des toten Körpers oder der Gebeine auch eine Störung der Ruhe der Grabesseele sowie der Seele im Himmel bedeutet.¹¹

Der Ort der Bestattung innerhalb des Friedhofes variiert regional stark. Oft wurden die Verstorbenen in der Reihenfolge

ihres Todes beigesetzt, es wurden Männer, Frauen und Kinder, Kohanim und Leviten getrennt bestattet, die Familienzugehörigkeiten also nicht beachtet. Das konnte geschehen, weil der gesamte Friedhof als *keber abot* (Grabstätte der Väter) aufgefasst wurde.¹² Allerdings war es wohl insgesamt üblich, keinen „Frevler neben einem Frommen und keinen Gelehrten neben einem *am ha-arez*, das heißt neben einem Ungebildeten“,¹³ zu bestatten.

Das einzelne Grab wird durch ein Grabzeichen kenntlich gemacht. Es werden seit biblischen Zeiten dabei drei Typen unterschieden: *nefesch*, das prunkvolle Grabdenkmal, *zifun*, das natürliche Grabzeichen wie ein Baum, Strauch oder Hügel und schließlich die *mazzeba*. Die *mazzeba* ist ein einfaches, wohl meist steinernes Grabzeichen, mit dem der Ort, an dem bestattet wurde, gekennzeichnet wird. Jakob errichtet seiner Frau Rahel an der Straße nach Efrata ein solches Steinmal.¹⁴ Damit wird der Ort des Bestattens aus der allgemeinen Welt herausgehoben, markiert und ausgesondert. Er wird zu einem Ort des bleibenden Erinnerns und Gedenkens.¹⁵

In der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bestattungspraxis werden den Toten einfache Stelen gesetzt, doch werden die Gräber nicht mit Steinen, Gittern oder Hecken eingefriedet. Die Grabzeichen bestehen in aller Regel aus Stein, doch setzten ärmere Gemeindemitglieder auch hölzerne Grabzeichen. Traditionell herrschte eine hochrechteckige Stelenform vor, die oftmals mit einem runden Abschluss – der Grad der Rundung kann dabei stark variieren – bekrönt wird (Abb. 1, 2, 3). Die Steine waren, was Höhe und Form angeht, sehr ähnlich gestaltet, um so eine Gleichheit aller Menschen im Tode augenscheinlich zu machen.¹⁶



Abb. 4 Köln, Melaten-Friedhof, Grabmal Ruppenthal, um 1853

Die Vorderseite war mit der Grabinschrift versehen, die fast ausnahmslos in der so genannten hebräischen Quadratschrift ausgeführt und nicht farbig gefasst wurde. Dabei wurden die Buchstaben in aller Regel eingemeißelt, erhabene Buchstaben kommen nur selten vor. Der Text beinhaltete in aller Regel eine *Eulogie* auf den bzw. die Verstorbene(n) sowie persönliche Daten. Der einfache Stein ist, vor allem seit dem Barock, auch mit Ornamenten bzw. Symbolen verziert worden, was jedoch regional unterschiedlich ist. Meist wird der Stein beim ersten „Jahrzeittag“, dem Tag also, an dem sich der Todestag des Verstorbenen zum ersten Male jährt, zu Häupten des Verstorbenen aufgestellt.

Es kann gesagt werden, dass die jüdischen Friedhöfe – bei allen regionalen Unterschieden – meist eine einheitliche Erscheinung hatten. Gleichartige und gleich hohe Grabstelen dominierten, und so unterschieden sich die Gräber der Reichen kaum von denen, die weniger wohlhabend waren. Bleiben die jüdischen Friedhöfe auch im 19. Jahrhundert Orte, die den Toten Ehre erweisen, so ändert sich das äußere Bild sehr stark. Das späte 18. und das frühe 19. Jahrhundert ist eine Zeit der großen politischen, aber auch kultur- und geistesgeschichtlichen Umbrüche. Diese Umbrüche haben auch für die Sepulkralkultur eine immense Bedeutung, die sich auf die jüdische, doch auch auf die christliche und kommunale Begräbniskultur auswirkt. Im Christentum lösen Friedhöfe die alten Kirchhöfe als Bestattungsorte ab. Es entstehen, zumeist in den größeren Städten und Gemeinden, auch kommunale Friedhöfe, die nun, wie es im Judentum seit altersher Brauch war, vor den Städten liegen.¹⁷ Dadurch ergeben sich neue Bauformen und -aufgaben, Leichen- und Trauerhallen, Friedhofskapellen entstehen.

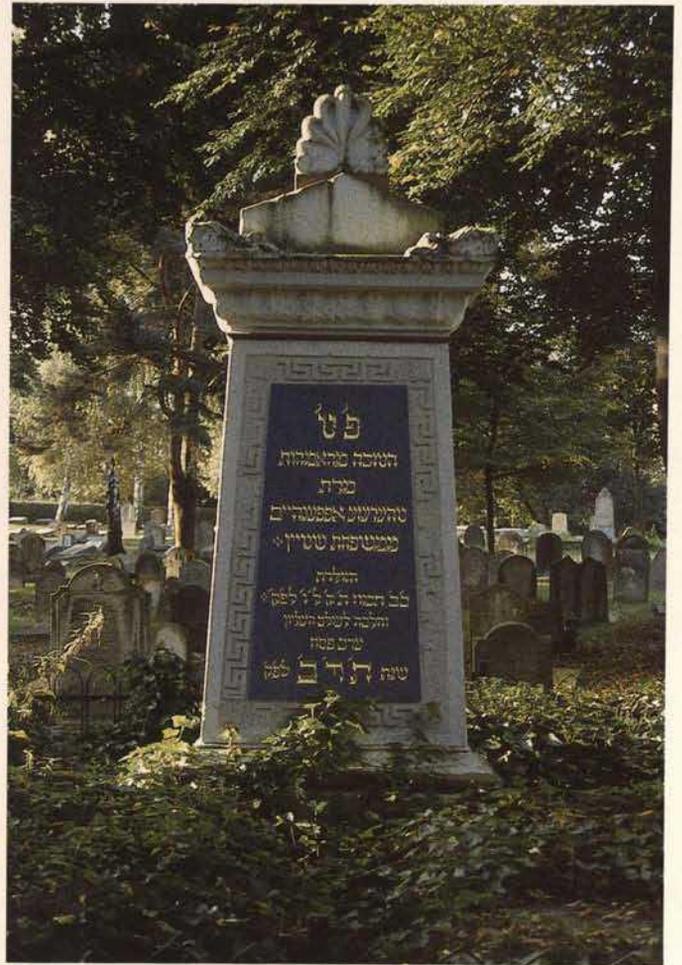
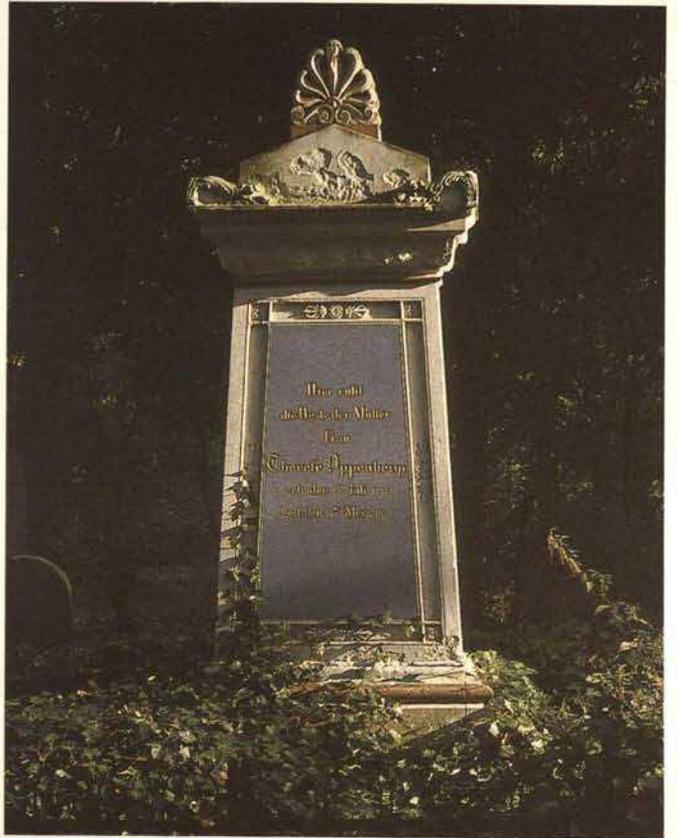


Abb. 5 Köln-Deutz, Jüdischer Friedhof, Grabmal der Therese Oppenheim, Vorderseite, um 1843

Abb. 6 Köln-Deutz, Jüdischer Friedhof, Grabmal der Therese Oppenheim, Rückseite, um 1843



Die traditionellen Grabsteinformen – meist Grabkreuze – werden oft durch antikisierende Grabstelen und kleine Grabkapellen ersetzt. Christliche Symbole werden vielerorts zurückgedrängt und durch solche, die der griechisch-römischen Antike entlehnt sind, abgelöst. Der Schmetterling als Seelensymbol, Mohn als Zeichen des Schlafs, der Ouroboros (eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt) als Zeichen der Ewigkeit sind nur einige Beispiele aus einem großen Repertoire, das aus der Antike abgesehen oder abgeleitet wurde.¹⁸ Besonders erwähnenswert ist der Genius, der die Fackel senkt, um den Tod (nicht das Sterben!) zu symbolisieren,¹⁹ wobei die gesenkte Fackel auch losgelöst von der Jünglingsfigur verwendet wird. Phasenweise kann von einer Entchristlichung und Profanisierung der Grabmalsikonographie als (Spät-)Folge der Aufklärung gesprochen werden (Abb. 4). Wandlungen vollziehen sich also auch außerhalb der jüdischen Friedhöfe. Auf diesen aber war das Bild über Jahrhunderte sehr viel einheitlicher als bei den Christen, die zudem noch die aufwändigen Kirchenbegräbnisse kannten. Die Veränderungen, die sich binnen weniger Jahrzehnte vollziehen, sind sehr groß und erklären den bitteren Satz, der eingangs zitiert wurde.

Lebten die Juden in den meisten deutschen Staaten am Ende des 18. Jahrhunderts noch in Ghettos bzw. eigenen Straßenzügen, so setzt – oft verbunden mit der Besetzung durch die französischen Revolutionsheere bzw. napoleonischen Truppen – eine größere Freizügigkeit und „Emanzipation“ ein. Diese Emanzipation aber oszilliert innerhalb der jüdischen Bevölkerung zwischen striktem Beibehalten des Überkommenen bis hin zu Integration, Assimilation, Akkulturation und Enkulturation. Es wäre verfehlt, von dem deutschen Judentum im 19. Jahrhundert zu sprechen, denn das Spektrum, das zwischen Laizismus und Orthodoxie liegt, ist groß, zumal sich gegen Ende des Jahrhunderts in fast allen größeren Städten orthodoxe Austrittsgemeinden von den bestehenden Gemeinden abspalten. Eines aber kann gesagt werden: Die Auflösung der Ghettos und das Erlangen der Bürgerrechte (wenngleich oft nur auf dem Papier) führen zu einer verstärkten Konfrontation mit der christlichen bzw. profanen Lebenswirklichkeit. Diese Konfrontation generiert etliche Übernahmen und Anpassungen an den christlichen Kultus, wobei die Orientierung stärker an den evangelischen Kirchen als an der katholischen Kirche erfolgt.²⁰ Das Amt des Rabbiners entwickelt sich oftmals hin zum Seelsorger, in den Synagogen werden zum Teil Orgeln eingebaut usw.

Von diesen in aller Kürze skizzierten gesellschaftlichen Neuorientierungen bleibt auch das Bestattungswesen nicht unberührt. Auch hier setzt eine Angleichung an die Formensprache der Grabstätten, wie sie zeitgleich auf kommunalen und christlichen Friedhöfen zu finden ist, ein. Erleichtert wird dieser Prozess sicher auch dadurch, dass, wie oben gezeigt, die nichtjüdischen Friedhöfe seit dem späten 18. Jahrhundert entchristlicht wurden. Antikes Formengut ist so weit verbreitet, dass es einen hohen Grad an Unverfänglichkeit und Beliebtheit erlangt und zum Zeichen eines allgemeinen Trauerns um den Toten wird, das losgelöst vom christlichen Glauben bestehen kann.

Das Verlagern der Begräbnisstätten vor die Tore der Stadt ist ein – im wahrsten Sinne des Wortes – Verdrängen des Todes und der Toten. Die christliche Gemeinschaft der Lebenden und der Toten wird weitgehend aufgegeben. Dieser Verdrängungsprozess ist sicher auch einer der Gründe für das Aufkommen eines ausgeprägten Grabkultes: Einfriedungen um die Grabstätten werden nun auf den christlichen und kommunalen Friedhöfen zur Regel, und der Grabschmuck, das Bepflanzen mit Blumen und kleinen Sträuchern, bestimmt bis heute das Bild.

Wie sehen nun die Veränderungen auf den jüdischen Friedhöfen im 19. Jahrhundert konkret aus? Das auffälligste Merkmal der neuen Friedhofskultur ist wohl, dass die große Homogenität der Grabsteine aufgegeben wird. Große und kleine, prachtvolle und schlichte Grabanlagen entstehen. Auf den jüdischen Friedhöfen, auf denen bislang fast eine Gleichheit im Tode bestand, bilden sich nun allorten bevorzugte „Lagen“. Solche entstanden zuvor höchstens dadurch, dass Rabbiner, Gelehrte und besonders Gottesfürchtige nebeneinander beigesetzt wurden. Bei Friedhofs(um)gestaltungen seit dem 19. Jahrhundert werden auch auf den jüdischen Friedhöfen, auf denen nun ein planmäßiges Wegenetz angelegt wird, oft entlang der Hauptwege besonders große Grabstätten für die Reichen der Gemeinde abgeteilt. So werden auch die jüdischen Friedhöfe zu einem Abbild der Gesellschaft, was Jahrhunderte hindurch verhindert wurde. Einschränkend ist allerdings zu sagen, dass sich dies regional sehr unterschiedlich vollzieht. Während z. B. in Berlin auf dem jüdischen Friedhof an der Schönhauser Allee entlang der Friedhofsmauer schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts prachtvolle, zum Teil riesige Grabanlagen entstehen,²¹ wirkt das Grabmal der Bankiersfamilie Oppenheim auf dem Deutzer Friedhof in Köln, auf das später noch näher eingegangen wird, im Vergleich nahezu bescheiden (Abb. 5, 6). Große architektonisch gestaltete Anlagen finden sich in Köln erst im frühen 20. Jahrhundert. Neben Prunk- und Prachtgräbern, die die finanzielle Potenz der Bestatteten eindrucksvoll dokumentieren, gibt es auf den Friedhöfen – auch den neu angelegten – weiterhin Felder für Fromme und Orthodoxe.²² Die verschiedenen Richtungen und Grade an Orthodoxie, wie sie in den Gemeinden bestanden, lassen sich also auch an und auf den Friedhöfen ablesen. Das Traditionelle wird zwar stark zurückgedrängt, doch nicht vollends aufgegeben, parallel zu den Neuerungen besteht es weiter.

Wurde traditionell in der Reihenfolge des Versterbens begraben, so entstehen während des 19. Jahrhunderts überall wieder Familiengrabstätten, wie sie in der Antike (damals allerdings als Höhlengräber) schon einmal üblich waren. Die neu eingerichteten Familiengrabstätten und Einzelgräber wurden dann, ähnlich wie auf den christlichen und kommunalen Friedhöfen, oft mit Steinen, Gittern, Ketten oder kurzen Hecken eingefriedet. Innerhalb dieser Einfriedungen wurde und wird dann Grabpflege betrieben, wie sie Jahrzehnte zuvor, da als Ruhestörung der Toten interpretiert, undenkbar gewesen wäre. Es werden Blumen gepflanzt und oft weißer Kies ausgelegt.

Die Grabsteine selbst werden am Beginn des 19. Jahrhunderts stark den antikisierenden Formen, meist Stelen, angegli-

Abb. 7 Köln-Deutz, Jüdischer Friedhof, Grabsteine des frühen und mittleren 19. Jahrhunderts



chen, wie sie auch auf den christlichen und kommunalen Friedhöfen zu finden sind. Im Jahrhundertverlauf bis zum heutigen Tage wird es bei diesen Formübernahmen, die sich längst von den antiken Vorbildern gelöst haben, bleiben. Auch die antiken Symbole, wie sie auf den christlichen und kommunalen Friedhöfen Verwendung fanden, werden übernommen (Abb. 7, 8, 9).²³

Wurden in der Vergangenheit meist einheimische Steinarten zur Anfertigung der Grabzeichen verwendet, halten nun Importgesteine Einzug: schwarze und rote Granite, polierter Basalt und strahlendweiße Marmorplatten, die heute meist schmutzig-grau geworden sind.²⁴

Die Inschriften, ehemals in Quadratschrift eingemeißelt, werden häufig durch aufgesetzte Metallbuchstaben ersetzt. Gab es bis zur frühen Mitte des 19. Jahrhunderts ausschließlich hebräische Inschriften, werden den Steinen jetzt auch deutsche Inschriften hinzugefügt, zuerst meist auf der Rückseite. In einem nächsten Schritt verdrängt dann die deutsche Inschrift das Hebräische, indem sie auf die Vorderseite des Steines gesetzt wird. Lediglich die hebräischen Abkürzungen *pe-nun* der Kopfformel für „Hier liegt begraben (geborgen)“ und *tnzbh* der Schlusseulogie für „Seine/ ihre Seele möge eingebunden sein in das Bündel des Lebens“, mit denen jüdische Grabinschriften im 18. Jahrhundert traditionell beginnen und enden, bleiben bis heute erhalten.²⁵ Mit der hebräischen Inschrift verschwindet auch die alte Tradition der ausführlichen Eulogien, die üblicherweise angebracht waren. Die oft langen Texte waren zum Teil poetisch und kunstvoll formuliert und enthielten meist Anspielungen auf Bibelworte etc., die beim Rezipienten eine profunde Kenntnis der jüdischen Literatur insgesamt voraussetzten, sollte er alle inhaltlichen Ebenen erfassen. Zudem wurden immer wieder Chronogramme und Chronostichen angefertigt, denn im Hebräischen sind, wie im Lateinischen und Griechischen, die Zahlzeichen zugleich auch Buchstaben. Die oft langen und ausführlichen Texte, die viele Informationen auch über die Abstammung und die Herkunft des oder der Verstorbenen enthielten, sind nach der Jahrhundertmitte kaum noch zu finden. Aus den kunstvoll formulierten Eulogien sind kurze, versatzstückhafte Phrasen geworden, wie sie auch heute noch üblich sind: der besten Mutter, dem treusorgenden Vater, dem zu früh verstorbenen Sohn usw. Vielleicht ist gerade das Verschwinden der jüdischen Grabinschriften der kulturell größte Verlust innerhalb der Wandlungen jüdischer Sepulkralkultur im 19. Jahrhundert. Auch wenn heute mancherorts wieder alte Steinformen gewählt werden, bleiben Eulogien die große Ausnahme.

Exemplarisch sei ein Grabmal analysiert, das wohl 1843 errichtet wurde und sich auf dem Deutzer jüdischen Friedhof in Köln befindet, der 1695 von der Deutzer jüdischen Gemeinde erworben worden war.²⁶ Es handelt sich um das Grabmal der Therese Oppenheim (1775–1842), der „Urmutter“ des Bankiergeschlechts Oppenheim, das bis heute in Köln seinen Geschäften nachgeht.²⁷ Die grau-weiß und blau gefasste (!), mehrere Meter hohe Stele, deren goldene Inschriften – deutsch auf der Rückseite, hebräisch auf der Vorderseite – sich effektiv vom hellblauen Untergrund abheben, dominiert den ältesten Teil des ältesten erhaltenen Kölner jüdischen Friedhofs. Am oberen Gsimms finden sich elegant gebogene Mohnpflanzen mit Kapseln. Der Schlafmohn ist ein Verweis auf das Transitorische des Todes, der spätestens seit Lessing als Bruder des Schlafes gesehen wurde.²⁸ Dies ist, im Kontext der Lessing-Rezeption seit dem 18. Jahrhundert, eine sehr direkte Anspielung auf die heidnisch-antike Religion, die eigentlich auf einem jüdischen Begräbnisplatz kaum erwartet würde. Es zeigt aber auch, wie sehr



Abb. 8 Köln-Deutz, Jüdischer Friedhof, Grabsteine (Sandstein) aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

diese Symbole zu Schmuckformen geworden waren, dass sie ohne Bedenken angebracht werden konnten. Natürlich kann der Mohn auch losgelöst von den beiden Brüdern Schlaf und Tod (Hypnos und Thanatos) als Schlafmittel interpretiert werden und dann in einem Bezug zu Tod und Auferstehung stehen.

Bekrönt wird die Stele durch eine vergoldete Palmette, die weithin sichtbar ist. Das ehemals einfassende Gitter ist bei einer Restaurierung durch ein modernes, neugotische Formen rezipierendes, ersetzt worden. Lediglich die hebräische Inschrift der

Abb. 9 Köln-Deutz, Jüdischer Friedhof, Grabsteine des frühen 20. Jahrhunderts





Abb. 10 Köln-Bocklemünd, Jüdischer Friedhof, Grabsteine der Frommen, 1920er und 1930er Jahre

Vorderseite gibt noch Zeugnis davon, dass es sich um eine jüdische Grabstätte handelt. Durch die Lage des Grabes innerhalb des Friedhofs sah und sieht der Besucher aber die deutsche, gut lesbare Inschrift zuerst. Die Grabstele der Therese Oppenheim wird von liegenden, marmornen Grabplatten für ihre Kinder und Schwiegerkinder umringt. Die liegenden Platten mögen verwundern, doch durften auf dem Deutzer Friedhof seit 1859 keine aufrechten Grabsteine mehr errichtet werden.²⁹ Dies geschah auf Anordnung des preußischen Militärs, das so für eine Geschützstellung, die dem Friedhof benachbart war, freies Schussfeld erhalten wollte. Obgleich diese Verordnung 1882 wieder aufgehoben wurde, wurden bis zur Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert weiterhin vornehmlich liegende Platten und Pultsteine gesetzt. Offenbar hatte sich eine Kölner Lokaltradition entwickelt.

Die Auftraggeber des Oppenheim-Grabmals, das wohl die älteste größere Familiengrabstätte auf dem Deutzer-Friedhof ist, verzichten auf alle jüdischen Symbole, wie es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts auch üblich bleibt. Erst die Austauschbarkeit der Grabtypen zwischen jüdischen und christlich/kommunalen Friedhöfen führt wieder zu jüdischer Grabsymbolik.³⁰ Dies mag mit einer selbstbewusster gewordenen jüdischen Minderheit zusammenhängen. So erscheint in der Jahrhundertmitte auf den Grabsteinen der „Davidsstern“ (Magen Davids, Davidsschild) oft als Applikation aus Porzellan oder weißem Glas, der erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts zum allgemeinen Symbol für das Judentum wird, wenngleich seine Geschichte als Symbol und Ornament bis in die Antike zurückreicht.³¹

Die Wandlung des Erscheinungsbildes der jüdischen Friedhöfe im 19. Jahrhundert ist vor allem auf die Übernahme von Formen zurückzuführen, wie sie auch auf den christlichen und kommunalen Friedhöfen zu finden sind. Das homogene Bild, durch einen Bestand fast identischer Stelen hervorgerufen, die nur selten mit architektonischen Gliederungselementen gestaltet wurden, verändert sich in wenigen Jahren sehr. Dabei fällt auf, dass kaum neue Motive und Formen herausgebildet werden, vielmehr beschränkt man sich weitgehend darauf, vorhandene Formen aus den christlich-kommunalen Bereichen zu adaptieren. Allerdings werden diese durch den Davidsstern jüdisch konnotiert.

Die vornehmste Zier der traditionellen Steine war ihre Inschrift, die in erster Linie an den Verstorbenen erinnern sollte. Auch hier vollzieht sich ein großer Wandel, denn das Hebräische, das als Sprache des Gottesdienstes ja durchaus erhalten blieb, wurde von den Grabsteinen weitgehend verdrängt und damit

auch die Eulogien auf den bzw. die Verstorbenen. Es ist jedoch wieder zu berücksichtigen, dass es große regionale Unterschiede gibt. Größere Gemeinden wurden durch eine große Pluralität der Frömmigkeitspraktiken ihrer Mitglieder gekennzeichnet, so dass sich die überkommenen Bräuche – wenngleich in kleinem Rahmen – erhalten konnten (Abb. 10). So bedeutet das 19. Jahrhundert zwar nicht das Ende der jüdischen Grabkultur, doch deren radikale Umgestaltung – und nicht nur zum Besten.³²

Literaturverzeichnis

- Anspruch der Steine. Jüdischer Friedhof Berlin Schönhauser Allee. Inventarisierung und Erforschung, Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte u. Prenzlauer Berg Museum für Heimatgeschichte und Stadtkultur (Hrsg.), Duisburg, Berlin 2000.
- Hans-Kurt BOEHLKE (Hrsg.): Wie die Alten den Tod gebildet. Wandlungen der Sepulkralkultur 1750–1850. (Kasseler Studien zur Sepulkralkultur Bd. 1), Mainz 1979.
- S. BIALOBOCKI, Grab und Friedhof in der Halacha, in: Jakob KLATZKIN (Hrsg.), *Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1928–1931, Bd. 7, Sp. 614–621.
- Thomas BLISNIEWSKI, Zur Geschichte des jüdischen Friedhofs in Köln-Deutz, in: *Gemeindeblatt der Synagogen-Gemeinde Köln*. 8. Jahrgang, 6. Nisan 5758 (= 2. April 1998), Nr. 1/98.
- Thomas BLISNIEWSKI, Informationen zur Inventarisierung der jüdischen Friedhöfe in Köln, in: *Gemeindeblatt der Synagogen-Gemeinde Köln*. 8. Jahrgang, 6. Nisan 5758 (= 2. April 1998), Nr. 1/98.
- Thomas BLISNIEWSKI, Der jüdische Friedhof in Bocklemünd, in: Günther B. GINZEL u. Sonja GÜNTNER (Hrsg.), „Zuhause in Köln...“ Jüdisches Leben 1945 bis heute, Köln, Weimar, Wien 1998, S. 64–69.
- Gustav COHN, Grab und Grabstätten, in: Jakob KLATZKIN (Hrsg.), *Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1928–1931, Bd. 7, Sp. 609–614.
- David DAVIDOVITCH, Ashkenazi Tombstones, in: *Encyclopaedia Judaica*, 2. Aufl. Jerusalem 1972, Bd. 15, Sp. 1223–1233.
- „Ein edler Stein sei sein Baldachin...“, Jüdische Friedhöfe in Rheinland-Pfalz, hrsg. v. Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz, Mainz 1996.
- Kurt GALLIG, Grab-Arten, in: Jakob KLATZKIN (Hrsg.), *Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1928–1931, Bd. 7, Sp. 606–609.
- Karl E. GRÖZINGER, Die Totenruhe im Judentum, in: *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte* 4.1993, S. 259–272.
- Alfred GROTTÉ u. Max JOSEPH, Friedhof, in: Georg HERLITZ u. Bruno KIRSCHNER (Hrsg.), *Jüdisches Lexikon*, Berlin 1927, Bd. 2, Sp. 814–819.
- Max JOSEPH, Leichenbestattung, in: Georg HERLITZ u. Bruno KIRSCHNER (Hrsg.), *Jüdisches Lexikon*, Berlin 1927, Bd. 3, Sp. 1027–1031.
- Max JOSEPH u. Bruno KIRSCHNER, Leichnam, in: Georg HERLITZ u. Bruno KIRSCHNER (Hrsg.), *Jüdisches Lexikon*, Berlin 1927, Bd. 3, Sp. 1031–1032.
- S. H. LIEBEN, Grabsteine und Grabinschriften, in: Jakob KLATZKIN (Hrsg.), *Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1928–1931, Bd. 7, Sp. 621–631.
- Paul Arthur MEMMESHEIMER, Das klassizistische Grabmal. Eine Typologie, Diss. Bonn 1969.
- Gerbern S. OEGEMA, *The History of the Shield of David. The Birth of a Symbol*, (Realms of Judaism, Bd. 62), Frankfurt am Main 1996.
- Elfi PRACHT, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen. Regierungsbezirk Köln, Köln 1997, S. 284–286.
- Klaus H. SCHULTE, Familienbuch der Deutzer Juden, (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln Heft 67), Köln, Weimar, Wien 1992.
- Michael STÜRMER, Gabriele TEICHMANN, Wilhelm TREUE, Wägen und Wagen. Sal. Oppenheim jr. & Cie. Geschichte einer Bank und einer Familie, 3. erw. Aufl. München 1994.
- Rahel WISCHNITZER-BERNSTEIN u. Alfred GROTTÉ, Grabsteine, jüdische, in: Georg HERLITZ u. Bruno KIRSCHNER (Hrsg.), *Jüdisches Lexikon*, Berlin 1927, Bd. 2, Sp. 1255–1261.
- Rahel WISCHNITZER-BERNSTEIN, Grabsteinformen, in: Jakob KLATZKIN (Hrsg.), *Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1928–1931, Bd. 7, Sp. 631–634.
- Ze'ev YEIVIN, Tombs and Tombstones, in: *Encyclopaedia Judaica*, 2. Aufl. Jerusalem 1972, Bd. 15, Sp. 1215–1218.

- 1 WISCHNITZER-BERNSTEIN/GROTTE, Grabsteine, 1927, Sp. 1255.
- 2 Zum jüdischen Friedhof in Deutz vgl. BLISNIEWSKI, Köln-Deutz, 1998; BLISNIEWSKI, Informationen, 1998; PRACHT, Kulturerbe, 1997, S. 284ff.; SCHULTE, Familienbuch, 1992.
- 3 GROTTE/JOSEPH, Friedhof, 1927, Sp. 814ff.
- 4 JOSEPH, Leichenbestattung, 1927, Sp. 1027ff.; JOSEPH/KIRSCHNER, Leichnam, 1927, Sp. 1031f.
- 5 Siehe BIALOBLÖCKI, Grab, 1928, Sp. 614ff.
- 6 Siehe Gen 3, 19: „ (...) bis du zurückkehrst zum Ackerboden; von ihm bist du ja genommen. Denn Staub bist du, zum Staub musst du zurück.“
- 7 Siehe z. B. Dan 12, 13: „Du aber geh nun dem Ende zu! Du wirst ruhen, und am Ende der Tage wirst du auferstehen, um dein Erbteil zu empfangen.“
- 8 Der Köln-Deutzer jüdische Friedhof liegt am „Judenkirchhofsweg“, was eine Ansammlung von kuriosen Missverständnissen bzw. unstatthaften Analogien bedeutet.
- 9 COHN, Grab, 1928, Sp. 609ff.
- 10 GRÖZINGER, Totenruhe, 1993, S. 261.
- 11 GRÖZINGER, Totenruhe, 1993, S. 270.
- 12 COHN, Grab, 1928, Sp. 614; LIEBEN, Grabsteine und Grabinschriften, 1928, Sp. 621.
- 13 GRÖZINGER, Totenruhe, 1993, S. 265ff. mit Quellen sowie Jes 53, 9.
- 14 Gen 35, 20: „Jakob errichtete ein Steinmal über ihrem Grab. Das ist das Grabmal Rahels bis auf den heutigen Tag.“ GALLIG, Grab-Arten, 1928, Sp. 606; WISCHNITZER-BERNSTEIN, Grabsteinformen, 1928, Sp. 631; Yei-vin, Tombs, 1972, Sp. 1215ff.
- 15 Einen Ort so zu kennzeichnen, ist biblisch nicht nur Grabstätten vorbehalten. Jakob kennzeichnet mit einem Steinmal (Gen 28, 18ff.), das er mit Öl übergießt, den Ort, an dem er die Himmelsleiter sah und nennt die Stelle „Beth-El“ (Gotteshaus).
- 16 WISCHNITZER-BERNSTEIN/GROTTE, Grabsteine, 1927, Sp. 1260; LIEBEN, Grabsteine und Grabinschriften, 1928, Sp. 621; DAVIDOVITCH, Tombstones, 1972, Sp. 1223ff.
- 17 BOEHLKE, Wie die Alten, 1979.
- 18 Zur Grabmalsikonographie des späten 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts siehe immer noch MEMMESHEIMER, Grabmal, 1969 sowie BOEHLKE, Wie die Alten, 1979.

- 19 Der Todesgenius, der oft zum Todesengel umgedeutet wird, ist eine Folge von Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet: Eine Untersuchung“, die 1769 erschien.
- 20 Sicher sind diese auch vor dem Hintergrund der Anpassung, des Nicht-Auffallen-Wollens der jüdischen Minderheit zu sehen.
- 21 Anspruch der Steine, 2000.
- 22 BLISNIEWSKI, Bocklemünd, 1998, S. 64ff.
- 23 Zahlreiche Beispiele zu dieser Form der Antikenrezeption auf jüdischen Friedhöfen in: Ein edler Stein ..., 1996, bes. S. 50ff.
- 24 So unschön diese Steine auch sein mögen, sie haben den Vorteil, dass sie wirklich ewig halten und restauratorisch keine Probleme machen. Der im Rheinland verwendete Trachyt (oft vom Drachenfels) und Sandstein hingegen verwittern sehr stark. Dadurch gehen die Inschriften und damit auch ein Teil der Erinnerung an die Toten verloren.
- 25 Die Schlusseulogie ist ein Zitat aus 1 Sam 25, 29.
- 26 Siehe Anm. 2.
- 27 Der Aufstieg der Oppenheims ist eine Karriere, die wenige Jahre zuvor noch undenkbar gewesen wäre. Zwei der Söhne von Therese Oppenheim, Simon (1803–1880) und Abraham (1804–1878), werden bereits in den erblichen Freiherrenstand erhoben und zählen damit zu den frühesten Nobilitierungen von Juden überhaupt. Siehe STÜRMER/TEICHMANN/TREUE, Oppenheim, 1994.
- 28 Siehe dazu Lessing, Anm. 19.
- 29 Siehe PRACHT, Kulturerbe, 1997, S. 285.
- 30 Als „Schmuck“ gab es kontinuierlich aber die zum Priestersegen (*Birkat Kohanim*) der Aaroniden erhobenen Hände sowie die Kanne der Leviten. Dabei handelt es sich aber um „Standessymbole“ und nicht um Grabverzierung.
- 31 Siehe OEGEMA, Shield of David, 1996.
- 32 Der Autor dankt der Direktorin der Germania Judaica, Frau Dr. Annette Haller, für freundliche Unterstützungen.

Abbildungsnachweis

Alle Fotos: Thomas Blisniewski. Das Copyright liegt beim Fotografen.

Abstract

Changes in Jewish Sepulchral Culture in the 19th Century

The grave markers in Jewish cemeteries showed a high degree of uniformity in the areas settled by the Ashkenazim. Already in the oldest European cemetery, the “Holy Sand” in Worms (oldest gravestone: 1076), vertical rectangular steles with rounded tops were used. This type is found throughout the Ashkenazic settlement region up until the early 19th century (and is still preferred today by the devout and the orthodox).

Fundamental changes took place at the beginning of the 19th century. The acculturation and assimilation of the Jewish population also became apparent in sepulchral culture, with the adoption of gravestone forms and types which were to be found at the same time in Christian and municipal cemeteries (classical-like steles, neo-gothic tombs, etc.). Family burial sites, which had

not existed in the Diaspora before that time, were also established (before there had been separation of sexes, of children, of Levites and Cohanim). Such tombs are often fenced by stones, low hedges or railings. To some extent grave maintenance also became accepted, although this is questionable according to the Halakah. The Hebrew inscriptions were increasingly supplemented and then (almost) displaced by German over the course of the century. Thus by the end of the 19th century Jewish cemeteries are very similar to Christian and municipal burial places.

With the dissolution of the “unified congregation” at the end of the 19th century, which led to a separation of “liberal” and “orthodox” congregation members, the development of the cemetery also took two different directions: whereas the orthodox continue to favor the traditional stele, the cemeteries of the liberals continue (up to the present day) to adapt to the Christian and secular surroundings.